

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 3

Artikel: Vetter Kleber [Schluss]
Autor: Blum, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

leckern Zungen das frische, weiße Brot des Bäckers besser als das braune, vom Liegen trocken gewordene Hausbrot.

Einträglicher als Brotbacken ist die Hausindustrie, wenigstens in Zeiten, wo es Arbeit im Ueberfluß und dementsprechend hohe Löhne gibt. Alte Weiblein und Schulkinder füllen vom Haspel weg die Spulen für den Weber, eine ebenso eintönige als leichte Beschäftigung. Wer geschicktere Hände hat, muß Stickeibanden ausschneiden oder nachsticken, d. h. die Fehler, die der Stichtuhl hinterlassen, ausbessern und verweben. Doch treffen wir diese Arbeit seltener in Bauernhäusern, weil sie größte Sauberkeit und glatte, geübte Hände erfordert. Auch sind in einem größern „Bauerngewerbe“ die Frauenhände ebenso notwendig und tüchtig, als diejenigen des starken Geschlechts. Es kann vorkommen, daß die Mädchen überall in Haus und Stall Bescheid wissen, mit dem Vieh umgehen können und im Keller die schweren Käselaibe aus der Sulz heben, abwaschen und wieder an ihren Ort bringen. Sie wissen es nicht anders, denn die Mutter hat's auch so gemacht. Das wäre gut und recht, wenn dasselbe Pflichtgefühl auch bei den Buben gepflanzt würde. Aber da wird noch so oft das mittelalterliche Recht des Stärkern geübt, das entweder vom schwächeren Teile ertragen und als im Schöpfungsplane bestehende Ordnung quittiert, oder aber bei „rärer“ Gesinnung von scharfer Zunge auf das gehörige Maß beschränkt wird. Im großen Ganzen aber ist der Erwerbsfönn und Arbeitsgeist bei den Appenzellern außerordentlich entwickelt und jede Erscheinung im öffentlichen wie im privaten Leben wird zuerst nach dieser Seite hin erwogen und ihr je nach ihrer Nützlichkeit das Plazet erteilt.

Wenn wir von der außerrhodischen Bauernstube den Eindruck der Behaglichkeit und Ordnung empfangen, so können wir denselben auch der innerrhodischen nicht absprechen. Nur herrscht in letzterer noch mehr die Neigung zur Nüchternheit, zur bloßen Nützlichkeit. Alles spricht davon vom Butterfaß bis zu den Heiligenbildchen in der Zimmerecke. — Auf der Fensterbank sitzen die Mädchen am Stichtahmen, nicht bloß verwebend und nachstickend, was die tausenden Maschinen Außerrhodens fleißigen Händen zu thun übrig lassen. Nein, ihre kunstgeübten Hände zaubern selber die schönsten Gebilde auf den Stoff.

Namentlich wird die Handstickerei noch an Monogrammen und reichverzierten Initialen geübt, und wer eine extra fein ausgestattete Aussteuer haben will, schickt sie zu ihrer Vollenbung nach Appenzell. Dies ist ein Industriezweig, den so bald die hochentwickelte Maschinentechnik den Innerrhodinnen nicht aus den Händen winden wird. Es fehlte auch dem kleinen Ländchen kein eigentliches Gepräge, wenn wir die lieblichen Zischgeli in der kleidsamen Tracht auf unserer Wanderung durch die Dörfer nicht mehr hinter den Fenstern oder vor den Häusern an ihren Stichtahmen sitzend antreffen würden.

Was die peinlich sauber gehaltenen Milchgerätschaften anbetrifft, die auf dem Bilde an der Wand und um den Ofen herum stehen und liegen, sieht man dieselben, wenigstens in besseren Häusern, niemals in der Stube. Dafür haben sie ihre eigenen Räume, ihre Milch- und Käsefeller, welche letztere sich dem Wanderer genügend durch das Niechorgan bemerkbar machen, „so daß er nimmer begehrt zu schauen, was die Nase erfüllt mit Schrecken und Grauen“. Was wäre der fette Appenzellerkäse ohne seine impertinenten Düfte — ein feiner Dessertkäse! Von seinem Stiefbruder, dem magern räßen, wollen wir lieber nicht reden; bei seiner bloßen Erwähnung verhülle ich mein beleidigtes Niechorgan. Und doch wird diese grünliche, unanheimliche, übelduftende Masse hierzulande mit Vorliebe von Alt und Jung verzehrt, gekocht und ihr Lob in allen Tonarten gesungen. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfaß ein kindlich Gemüt“, denke ich dabei.

Zum Schluß will ich meinen Lesern noch ein Rätsel aufgeben, das der bekannte Mutterwitz der Appenzeller wohl selber ausgeklügelt hat, und dessen Lösung ich mit Ueberfendung einer Portion räßen Appenzellerkäses prämiieren möchte:

„Warum ist in Appenzell überall die Luft so gut?“

Doch nein, ich muß mit der Antwort heraus, denn am Ende hätte ich mir da was Schönes eingebrockt, eine Tortur, der mein Geruchssinn nicht gewachsen wäre. Auch ist dem Appenzeller das Wesen einer Sphynx so fremd, so heterogen, daß ich drum auch zum Schluß nicht aus der Rolle fallen will und gehorsamst melde:

„weil die Bauern ihre Fenster nicht aufmachen“.

Molly Suchler, Gerisau.

Vetter Kleber.

Eine Modellstudie von Hans Blum, Rheinfelden.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Er mußte wieder den Ehrensitz neben der Hausfrau einnehmen, und war ebenso wortkarg, wie beim Frühstück, da er die laute Heiterkeit der Kinder des Hauses und der beiden andern Gäste während der ganzen Tafel, über Dinge, die man ihm nicht mitteilte, höchst eintönig und ungezogen fand. Diesmal opferte er dem Mißbehagen seiner Seele vier Kotelettes und eine Schüssel Steinpilze, die vor seinem Gedeck stand, und die er daher für sich bestimmt hielt, während sie eigentlich zum gemeinsamen Genuß aller Tafelgenossen aufgestellt war. Als aber die Tante Nietschy ihm noch das letzte übrig gebliebene Kotelett anbot, erklärte er mit entsagendem Blick: „Ich bin kein starker Esser, ich danke, liebe Tante.“ Zum Glück für Kleber wurde diese überaus kühne Behauptung nur von der Tante vernommen.

„So, nun halten wir alle unser übliches Mittagsschläschen“, erklärte Friedrich gähnend, als das Obst genossen war. „Vetter Alwin, du schläfst doch auch?“

„Sonst eigentlich nicht. Anregende Unterhaltung ist mir lieber.“

„Die bitten wir uns dann später von Ihnen aus, Herr Kleber, wenn wir ausgeschlafen haben“, sagte Fräulein Hölzle lächelnd, „holdselig lächelnd“, meinte der Vetter. Die Uebrigen aber wurden bei diesen zarten Worten schon wieder ungehörig lustig. Da war ein Stündchen Schlaf doch ratsamer, als sofortiges, erneutes Verweilen in dieser jedes ernststen Gedankens jetzt offenbar unfähigen Gesellschaft. „Führe mich also in mein Ruhemach, Fritz“, sagte der Vetter geärgert, und dabei kam ihm vor, als ob beim Gehen sogar noch hinter ihm drein gelacht werde.

Dieses Ruhemach sah nun allerdings sehr viel prunkloser aus, als Kleber es sich vorgestellt hatte. Es lag unter dem heißen Dach, enthielt einen brüchigen Stuhl und Tisch, ein steinhartes, pritschenartiges Sofa und Massen von zurückgesetzten Garten- und Hausgeräten. Auch das Sofa sah sehr „ausrangiert“ aus. Denn es hatte nur noch zwei Beine.

„Da soll ich abliegen? Was ist denn das für ein Trauermach?“ fragte der Vetter empört.

„Die Kumpelkammer,“ erklärte Fritz, „es thut mir leid, aber alles andere ist besetzt. Schlaf recht wohl.“

Damit war er schon weg und die Treppe hinunter.

Alwin hatte nicht übel Lust, ihm sogleich nachzufolgen, und stand schon vor der Kumpelkammer bei der Treppe. Da hörte er aber aus dem Erdgeschoß Gwanders Frage an Fritz: „Wohin hast du den Parfümerie-Dante denn gesteckt?“ Dann Friedrichs Antwort: „In die Kumpelkammer. Doch, nun wollen wir gleichfalls unser Mittagsschläschen machen.“ Auch diesen Worten schien ein Gelächter zu folgen — ein offenbar krankhaftes Lachen, da irgend ein vernünftiger Grund dafür nicht gedacht werden konnte.

Ueberdies, was sollte Wetter Kleber vollends unten, wenn die ganze Gesellschaft schlief? Nachher wollte er ihr —, mit Ausnahme des reizenden Fräulein Hölzle —, einen gründlichen Vortrag über gutes Benehmen halten. Diese Belehrung konnte er sich nach Form und Inhalt vor und nach einem Schläschen noch fein überlegen. So warf er sich denn auf sein hartes Lager, ließ die Vorgänge dieses Tages an seinem geistigen Auge vorüberziehen und legte sich dabei zum erstenmal die Frage vor: ob der hohe Wert seiner Person und seiner Zeit nicht anderswo besser verwendet werden könne, als in diesem Kreise, ob er also nicht abreisen solle? Doch: „Nein, nimmermehr!“ rief er entschlossen. „Das will ja der verliebte Doktor Gwander offenbar gerade herbeiführen, um seine elende Kurmacherei hier bei Fräulein Hölzle ungestört betreiben zu können. Ich werde ihm aber einen schönen Strich durch seine Rechnung machen. Warte nur, mein Knabe, du sollst den „Parfümerie-Dante“ noch kennen lernen! Ich werde dir einmal die Hölle Dantes zeigen!“

In diesem Augenblick glaubte Kleber den Zeispänner des Hauses Nietschy auf dem Kiesweg davonfahren zu hören, und eilte ans Fenster, um zu sehen, wer wohl darin sitze. Aber die zwei Fenster der Kumpelkammer waren in das schiefe Dach eingelassen, so daß man bei Nacht vielleicht den Sirius, aber bei Tage nichts von der Erde durch diese Gucklöcher erblicken konnte. Wahrscheinlich übrigens fuhr der Kutscher bloß aus, um den Pferden Bewegung zu machen. So legte sich Kleber denn wieder auf sein „Sofa“ und entschlief.

Als er aufwachte, war es drei Uhr. Zum Einstudieren seines Vortrags über Knigges Umgang mit Menschen blieb jetzt keine Zeit mehr. Denn sicherlich waren die Hausgenossen schon wieder munter, und der abscheuliche Doktor sollte nicht den Triumph genießen, Fräulein Hölzle ohne kräftige Zurechtweisung anzuschmachten. Also: hinab, hinab!

Zu Klebers Erstaunen fand er jedoch in den

Zimmern des Hauses nicht eine Spur von den Gesuchten, auch in der Veranda und im Park nicht. Sollten sie alle noch schlafen? Das überstieg doch vernünftiges Schlafbedürfnis. Er wollte sie schon wach bringen und wählte dazu das unfehlbare Mittel, eine neue Hünneschlacht auf dem Flügel zu liefern. Aber diesmal heulten nicht einmal die Hunde. Auch sie waren verschwunden. Von den Hausgenossen regte sich noch immer niemand. Was sollte das bedeuten? Kleber ging in die Küche und fragte die Köchin, wo die Herrschaften seien?

Mit dummem Lächeln sagte diese, sie wisse es nicht. Der Herr Friedrich habe jedoch für den Herrn Wetter einen Zettel hinterlassen, den sie überreichte.

Kleber sprengte den Umschlag und las: „Nachmittags 2 Uhr. Lieber Alwin! Ich habe vergebens versucht, dich durch Klopfen an deiner Thür zu wecken. Die Damen sind nach Herrenried gefahren. Ich folge ihnen mit Dr. Gwander soeben zu Fuß. Komm' nach, wir erwarten dich dort im „Bären“. Dein Fritz.“

„Geklopft will er haben — ich habe keinen Ton gehört,“ murzte Alwin.

Herrenried war gut zwei Stunden entfernt, und der Weg dorthin fast schattenlos. Außerdem war der Dichter des „Seesturms“ überhaupt kein Freund von Fußmärschen. Sollte er also nach Herrenried pilgern? Aber man erwartete ihn dort. So machte er sich denn auf den sauren Weg, nahm aber zu seiner Stärkung einige Pakete von den feinen russischen Cigaretten des Herrn Nietschy mit.

Im „Bären“ in Herrenried, den Kleber schweißtriefend erreichte, war von den Gesuchten nicht die Spur zu entdecken, und mit unbefreiblichem Grimm setzte er sich vor ein Glas Bier. Da trat die Wirtin auf ihn zu mit der Frage: „Sind Sie vielleicht der Herr Kleber?“ Er bejahte. „Dann hab' ich ein Brieflein für Sie vom jungen Herrn Nietschy,“ fuhr die Wirtin fort und lächelte dabei eben so einfältig wie zuvor die Köchin des Hauses Nietschy gelächelt hatte. Der Hundstern mußte auf das Gehirn der Bewohner dieser Gegend eine höchst bedenkliche Wirkung geübt haben.

In dem Briefe stand: „Nachmittags 4 Uhr. Lieber Alwin! Den Damen ist es hier zu heiß, und die Pferde werden von den Bremsen fast aufgefressen. Wir eilen deshalb nach dem schattigen Tannenmatt, eine Stunde von hier, und erwarten dich dort im „Schwert“. Dein Fritz.“

Wütend zerbrückte Kleber den „traurigen Wisch“ in der Rechten, stieß ihn dann in die Westentasche, stürzte sein Bier hinunter, zahlte, und nahm den geraden Rückweg nach Villa Nietschy, die aus bläulicher Ferne herüberschimmerte.

„Die sollen sich böß schneiden,“ rief er grimmig, „wenn sie meinen, daß ich ihnen nachlaufe wie ein Hund! Zuerst sprengen sie mich hierher nach Herrenried durch Staub und Sonnenbrand, und nun soll ich ihnen auch noch nach Tannenmatt nachkriechen — ich denke gar nicht dran! Hier war's ihnen zu heiß, dort ist's ihnen vielleicht zu kühl — und wenn ich hinkäme, wären sie wieder fort. Nein, auch Alwin Klebers Geduld hat ein Ende. Und was man hungrig und durstig wird bei dem unnützen Marschieren!“

Es war schlimm, wenn Alwin Klebers Geduld schon in Herrenried zu Ende war, denn er hatte von dem köstlichen Kräutlein an diesem Tage eigentlich noch recht viel nötig. Alle denkbaren Mittel, den Better los zu werden, waren nämlich zwischen den jungen Leuten während des angeblichen Mittagschlafes besprochen und dann in wahrhaft künstlerischer Steigerung der Kraftwirkung endgültig beschlossen und festgestellt worden. Die Verlockung des Betters nach Herrenried war nur der erste dieser Streiche. Dort hatte der Kutscher, als er mit dem leeren Wagen vorüberfuhr, den Zettel für Herrn Kleber im „Bären“ abgegeben, während die ganze Gesellschaft unterdessen von der Villa Rietschy durch den Wald unmittelbar dem Dorfe Tannenmatt zuwanderte. Ja, dieser garstige Streich, der bereits des Betters himmlische Geduld erschöpfte, war nur die erste und sanfteste Nummer des ganzen Programms, das sich nun vor uns abspielen wird.

Etwa halb acht Uhr abends traf Kleber, abermals schweißtriessend, in Villa Rietschy wieder ein. Hunger, Durst und Mißbehagen waren seit Herrenried noch bedeutend gestiegen, und nichts, rein nichts war da, um ihre Qualen zu heben. Denn immer noch war von der Hausgesellschaft nichts zu sehen und nichts zu hören.

Endlich gegen acht Uhr rollte der Wagen in den Hof.

Der Dichter, der eben dem Plan eines satirischen Lustspiels nachgedacht hatte, in dem Dr. Gwander die traurigste Rolle spielen sollte, fuhr aus grimmigem Brüten auf und stürzte in den Hof, um das heimgekehrte Glärchen zu begrüßen und um den Cousinen und der Tante seine Meinung zu sagen.

Aber statt der Damen, entstieg einzig und allein Better Friedrich dem Wagen, ließ den Schlag offen und rief: „Alwin, steig' rasch ein, es ist die höchste Zeit.“

„Ja, wohin soll's denn gehen?“ fragte der Better, indem er den rechten Fuß auf den Wagentritt setzte.

„Nach dem Bahnhof natürlich.“

„Ja, was willst denn du auf dem Bahnhof?“

„Dich hinbringen, selbstverständlich.“

„Wich hinbringen? — Ich will ja gar nicht fort, Fritz,“ rief da der Better empört, indem er den Fuß vom Wagentritt vorsichtig wieder absetzte. «J'y suis, j'y reste, sag' ich mit Mac Mahon.“

„Mach' kei Sach!“ mahnte Fritz. „Du weißt doch, um halb neun geht der letzte Zug nach Offenburg.“

„Den will ich gar nicht nehmen, Fritz.“

„Sondern? —“

„Sondern hier bleiben, wenn das edle Haus Rietschy für einen Better der Familie noch ein Nachtlager hat,“ rief Alwin bitter.

„Natürlich, das ist hier immer zu haben, Alwin,“ erwiderte Fritz kühl. „Aber heute nur in der Rumpelkammer, alles andere ist besetzt.“

„Meinetwegen, in der Rumpelkammer. Friedrich Schiller hat auch oft in solchen Löchern wohnen müssen.“

„Das war ziemlich grob, Alwin. Mei, wenn ich antworten wollte: ‚Falls die Schlechtigkeit der Wohnung mit der Güte des Dichters wüchse, so müßtest du allerdings einen Prachtsalon haben‘. Du würdest das gewiß nicht sehr nett finden, gelt?“

„Ich finde Euch überhaupt nicht sehr nett. Und daß du das alles vor dem Kutscher sagst, noch weniger.“

„Das kann ich dir zurückgeben, Alwin. Aber nun nimm doch ruhige Vernunft an. Du weißt ja, wie angenehm uns dein Besuch ist“ —

„O Herrschaft ja, das weiß ich“ — bestätigte der Leidensgenosse Friedrich Schillers selbstbewußt und versöhnt.

„Nun also — aber du weißt auch, daß die Herren Süpfe & Rärcher ihren Herrn Kleber längstens um 10 Uhr abends gern zu Hause wissen und ihn am wenigsten auswärtig die ganze Nacht verbringen lassen wollen. Wir würden für eine solche Uebertretung ihrer Geschäfts-Hausordnung von ihnen verantwortlich gemacht, und das wäre meinem Vater sehr fatal.“ —

„Na, da kannst du ihn trösten, lieber Better Fritz,“ rief Alwin überlegen. „Meine Prinzipale wissen, daß ich hierher gereist bin und erwarten nicht, daß mich die liebe Familie heute schon wieder ziehen läßt — selbst morgen noch nicht!“

Das war mehr, als Friedrich und die ganze junge Gesellschaft sich hatten träumen lassen. Diesen zweiten Streich hatte der Better ausgezeichnet abgewehrt und mit dem bedrohlichsten Hieb erwidert: wenn es nach seinem Willen ging, so mußte man sich auf die Annehmlichkeit einrichten, ihn mindestens noch morgen den ganzen Tag hier zu haben!

„Also abschirren, Pepi!“ rief der Haussohn dem Kutscher zu und sprang vom Wagen. Zu sich selbst aber sagte er: „Es hilft nun nichts weiter. Nach dem Abendessen müssen wir die letzte Mine springen lassen!“ Damit führte er den Better ins Musikzimmer und entzündete die Lampe.

Bald darauf trafen die Fußgänger ein und erblickten durch die erleuchteten Scheiben zu ihrem lebhaften Erstaunen den Better immer noch hier, an Friedrichs

Seite. Da sagte auch der junge Doktor zu Elärchen: „Es hilft nichts weiter. Nach dem Abendessen müssen wir die letzte Mine springen lassen.“

Auf diese Mine durfte man nach alledem höchlich gespannt sein.

Frau Rietschy und Else eilten in die Küche, die Uebrigen be-

gaben sich ins Musikzimmer und sprachen dem Vetter ihre Verwunderung aus, daß er sie in Tannenmatt nicht aufgesucht habe. Er antwortete etwas gereizt, wurde aber von neuem besänftigt, als eben jetzt Else zum Abendessen bat.

Diesmal hatte der Vetter mehr als je mit Stillung seines Hungers und Durstes zu thun. Eine tiefe Schüssel ganz dicker Kartoffelsuppe nahm er fast allein zu sich. Unter dem kalten Aufschnitt hauste er unbarmherzig, und ein Salatbeet sank in seinen Magen. Dabei ward er in dieser ebenso wichtigen als angenehmen Beschäftigung jetzt weit weniger gestört als beim Frühstück und Mittagmahl. Denn Frau Rietschy hatte wieder Kopfschmerzen, sprach fast nichts und ging gleich nach dem Essen zur Ruhe. Die übrige Tischgesellschaft aber lachte fast gar nicht mehr — „das hab' ich ihne schön abg'wöhnt“, dachte Kleber für sich —

sondern sie tauschte ihre Gedanken meist in einem geheimnisvollen Flüstern aus, dem dann allerdings nicht selten ein verhaltenes Richern folgte. „Sie nehmen auf das Kopfweh der Tante doch einige Rücksicht“, überlegte Alwin dabei.

Als man sich diesmal vom Tische erhob, war der Vetter glücklicherweise ganz satt.

Da mit Rücksicht auf Frau Rietschy nicht Klavier gespielt werden durfte und Kleber nicht geneigt war, die Perlen seiner Dichtkunst in diesem Kreise weiter auszuteilen, so erklärte er sich damit einverstanden, daß zu Vieren ein Stat gespielt werde, nämlich unter den drei jungen Männern und Else, während Mariele und Fräulein Hölzle zuschauten.

Außerdem mußte nach der Spielregel der die



Badendes Mädchen.
Gemälde von Konrad Grob.

Karten Gebende jeweilig „sitzen“, d. h. den andern drei Spielern das von ihm gegebene Spiel überlassen, und selbstverständlich spielte man nur „um die Ehre“. Da in Vater Rietschys Bibliothekszimmer ein Spieltisch stand, so wurde hier gekatet.

Die Bibliothek und die schöne Gruppe von Hieb-, Stoß- und Schußwaffen aus dem dreißigjährigen Kriege, welche die einzige von Bücherschränken freigelassene

Wand zierte, fesselte die Augen und das Interesse des jeweilig am Spiel nicht Teilnehmenden der Gesellschaft, namentlich Dr. Gwanders und Glärchens. Better Kleber dagegen vermühte in der Bibliothek „die klassischen Dichtungen der jüngsten deutschen Realisten“ und fand „die Chemie elend vertreten“. Auch bemitleidete er im Stillen den Onkel „wegen der lächerlichen Schwäche, für alte Mordwaffen Geld auszugeben.“

Der Skat war dem Better schon während der ersten Stunde verleidet, denn die „Ehre“, um die gespielt wurde, war für ihn die geringste; hartnäckig blieb er der „Viertbeste“, und alle Mitspieler erklärten ihm rundweg mehr oder minder anzüglich, daß er sich an einem Skat-Meisterturnier noch lange nicht beteiligen könne.

Jetzt hatte Dr. Gwander wieder einmal „gegessen“, d. h. Karten gegeben, und während seiner Spielpause einem der Schränke ein dickes, neues Buch entnommen, mit dem er in den Lichtkreis trat. Als das Spiel zu Ende war — der Better hatte ein Grand mit Bieren verloren und wollte eben erklären, daß er nicht mehr mitthue — da trat der Doktor noch näher heran und sagte feierlich zu den um den Spieltisch Sitzenden: „Denkt Euch, Kleber steht im Konversationslexikon.“

„So, schon jetzt?“ rief Alwin vergnügt. „Daß es dahin kommen werde, wußte ich ja. Aber jetzt schon, das ist schön, das ist gerecht! Dieses Werk werde ich mir auch anschaffen, — in welchem steht es?“

„Im neuesten Meyer, Band 10, — bitte, bleiben Sie aber sitzen. Ich werde den Artikel, gewiß zur Freude unsrer ganzen Runde, vorlesen.“

Der Better glaubte diese Freude in der That aus aller Augen leuchten zu sehen. Zugleich aber sprühte etwas Sonderbares um die Mundwinkel der Mädchen und Friedrichs. Rasche, von Kleber unbemerkte Händedrücke wurden unter dem Tisch gewechselt, wie vor der besten Szene eines beliebten Lustspiels — und dann las Robert: „Kleber ist eine gelblichgraue, zähe, klebrige Masse, welche in schwachem Alkohol nur zum Teil, besser in Essigsäure löslich ist. Seine Eigenschaften ändern sich mit dem Verhältnis seiner Bestandteile, so daß unter Umständen die Abscheidung des Klebers schwierig oder unmöglich wird. Er spielt in der Bierbrauerei eine bedeutende Rolle, da er die Haltbarkeit des Bieres bedeutend beeinträchtigen kann. Jetzt wird der Kleber als Nebenprodukt gewonnen und auf verschiedene Weise verwertet.“ —

Er kam nicht weiter.

Die Skatrunde war bei jedem der Sätze in helles Lachen ausgebrochen. Der Better aber wurde abwechselnd

blaß und rot. Jetzt hieb er mit der Faust auf den Tisch, daß die Karten hinunterflogen, sprang auf und schrie: „Sie sind ein ganz elender Wicht, Sie — Herr —, noch elender wie Ihre Witz, verstehen Sie mich!“

„Sie zu verstehen, ist überhaupt nicht schwer, Herr Kleber,“ erwiderte der Doktor ruhig. „Nur thut mir sehr leid, daß Sie so reden. Denn diese Worte müssen Sie mir mit Blut bezahlen, verstehen Sie mich?“ rief er schneidig.

Die Mädchen spielten in der besten Szene des von der jungen Gesellschaft gemeinsam entworfenen Lustspiels vortrefflich mit, indem sie bei dem Worte „Blut“ laut aufkreischten. Friedrich dagegen gab die Anstandsrolle. Er erhob sich daher und sagte schwächlich: „Bitte doch, keinen Streit, achtet beide den Burgfrieden.“

Da kam er aber beim Better sehr übel an.

„Wie? den Burgfrieden sollt' ich halten und den Mund auch, während der Mensch da mir moralisch den Buckel voll haut, und ihr euch dabei noch vor Lachen krümmt.“

„Dieses Wort müssen Sie mir auch mit Blut bezahlen,“ wiederholte Robert, diesmal aber schon mehr im Ton des hartgesottenen Bühnenbösewichts.

Noch lauter jammerten die Mädchen bei Erneuerung ihres Stichwortes „Blut“.

„Ach was, mit Blut bezahlen!“ rief Kleber. „Sie Renommierhuber! Morgen lade ich Sie vor den Friedensrichter und dann“ —

„Aber lieber Better, da bist du ganz schief gewickelt,“ warf der Studiosus juris Friedrich ein. „Du und Robert, ihr wohnt doch nicht in einem Gemeindebezirk, also hat der Friedensrichter mit eurer Sache gar nichts zu schaffen. Vergleiche doch gefälligst den Paragraphen 420 der Reichsstrafprozeßordnung.“

„Und hier ist mein Friedensrichter,“ erklärte Robert würdevoll, indem er eine der fast meterlangen Reiterpistolen, mit denen sich Weimarianer und Kaiserliche vor etwa zweihundertundsechzig Jahren hier in der Gegend herumgeschossen hatten, von der Wand riß und auf den Tisch legte. „Dort aber hängt Ihr Friedensrichter, mein Herr, der allein zuständig ist, diesen Ehrenhandel zwischen uns zu entscheiden“ — dabei deutete er auf die andere, gleich lange Reiterpistole an der Wand. „Ich fordere Sie auf diese Pistolen heraus — zu dreimaligem Schußwechsel auf fünf Schritte Entfernung. Morgen früh, punkt 6 Uhr, wird der Zweikampf im Bienenwäldchen auf dem Rosköpflehügel ausgefochten. Sie werden auf die Minute zur Stelle sein, und dort erkennen lernen, wie Ihr sogenannter ‚Renommierhuber‘ seine Worte in Thaten umsetzt!“

„Aber um Gotteswillen, meine Herren!“ klagten da die jungen Mädchen herzergreifend, „Sie werden sich

doch nicht schießen? Nehmen Sie doch gegenseitig Ihre Beleidigungen zurück!" —

"Ich habe nichts zurückzunehmen!" "Es wird geschossen!" entgegneten aber die beiden Starrköpfe aus einem Munde.

"Das ist ja entsetzlich! Das halte ich nicht länger aus!" riefen da die Mädchen gleichzeitig, laut klagend und die Hände ringend. Dabei erhoben sie sich und bildeten zu dreien, zweien und einzeln allerlei malerische Gruppen der Verzweiflung.

"Fritz, du solltest doch zum Frieden reden. Denke doch, was die Eltern und alle Leute dazu sagen werden, wenn es heißt: bei Rietschys, da schießen die Gäste einander tot!" stellten Else und Maria dem Bruder vor.

"Ja, daran kann ich nun nichts mehr ändern," versetzte Friedrich so kühl, als schossen Rietschys Gäste in der That bei jedem Sonnenaufgang aufeinander.

"Sehr richtig — morgen wird geschossen!" bestätigten die beiden Kampfhähne mit unheilverkündender Entschlossenheit.

"Mir bleibt also nichts übrig," fuhr Friedrich beinahe behaglich fort, "als die Sache den Herren so bequem als möglich zu machen, indem ich das geeignete Kugelmaß für die beiden riesigen Feuerschlinde beschaffe. Ich glaube, sechs von den eisernen Kugeln, die auf den einzelnen Rundstäben des Geländers der untern Haustreppe aufgeschraubt sind, werden gerade passen. Denn sie haben die Größe der Kugeln für Wallbüchsen oder kleinere Kanonen."

Der Better Kleber wurde bei dem Gedanken, auf fünf Schritt Entfernung von einem derartigen Kugelein angeschossen zu werden, doch etwas weniger ruhig, als zu sein er sich bisher den Anschein gegeben. Und die Mädchen bedeckten ihre lieben Gesichter und schienen zu schluchzen.

"Auf dem Kampfplatz werde ich dann beide Waffen laden, — ich denke, drei Pfund Pulver werden für sechs Schüsse genügen" — erwog Friedrich bedächtig weiter — "und mache gleichzeitig den Unparteiischen und den Sekundanten beider Kämpfer."

Da fuhr aber Kleber auf und verriet, daß er sich bisher in dem Gedanken gewiegt habe, an dem Mangel zweier Sekundanten werde das blutige Vorhaben, auf dem er bisher anscheinend so unerschütterlich bestanden, von selbst scheitern. Denn er sagte lebhaft: "Da muß ich doch protestieren, denn wenn ich dich auch als Unparteiischen anerkennen will, Fritz, so müssen doch unbedingt noch zwei Sekundanten zur Stelle."

"Varifari, Alwin," entgegnete aber der Haussohn verweisend. "Du stehst noch auf einem ganz vorurteilvollen Schießcomment. Dieser hat sich seit deinen zwei oder drei Semestern Akademiestudium glänzend

weiter entwickelt; so wie ich vorgeschlagen habe. Es ist das hochmoderne, abgekürzte Abschießungsverfahren, der modus procedendi summarissimus. Nicht wahr, Swander?"

"Allerdings. Alles ist abgemacht. Wir brauchen kein Wort weiter zu verlieren. Jeder der beiden Kämpfer rückt morgen mit seiner Pistole einzeln ab zur Wahlstatt."

"Es ist entsetzlich! Das können wir nicht mehr mit anhören. Gute Nacht!" riefen Mariechen und Clärchen, anscheinend schluchzend, und entschwebten.

Else schloß sich ihnen an, rief aber an der Thür noch einmal scharf zurück: "Ja, gute Nacht, wenn man so mordlustigen Herren überhaupt gute Nacht wünschen kann!"

"Also Friedrich, besorge noch alles recht hübsch," sagte Robert, als die Mädchen hinaus waren, "Kugeln, Pulver und etwas alte Weinwand zum Verbinden. Gute Nacht, ich gehe auf mein Zimmer." Damit reichte er dem Freunde die Hand, verbeugte sich steif und wortlos vor dem Better Kleber und schritt hinaus, jedoch nicht seinem Zimmer zu, sondern den Mädchen nach, um diesen, die zeitweilig wirklich ein bißchen ängstlich geworden waren, im obern Wohnzimmer noch zu versichern, daß die ganze, gemeinsam verabredete Posse gewiß nur eine Posse bleiben solle und werde.

Als er den Vorfaal erreicht hatte, hörte er Kleber zu Friedrich sagen: "Lieber Better, ich pflege die Nächte vor meinen Zweikämpfen gewöhnlich wach zu bleiben, zu dichten, zu essen, etwas zu trinken und zu rauchen. Daß mir also gefällt den Schlüssel zur Speisekammer zurück und gib mir eine Flasche Affenthaler und ein paar Pakete von den trefflichen russischen Cigaretten deines Vaters mit."

Robert mußte bei diesen Worten fast laut auflachen, so unsäglich komisch kamen sie heraus. Sie bewiesen aufs deutlichste, das Alwin der Kühne, der "die Nächte vor seinen Zweikämpfen gewöhnlich wach zu bleiben pflegte", sich morgen früh bereits lange vor dem Morgenkaffee zu drücken gedanke und jetzt nur dafür sorgte, daß er den Weg nach dem Bahnhof und die Reise nach Offenburg nicht mit nüchternem Wagen zurückzulegen brauchte.

Offenbar legte auch Friedrich das absonderliche Verlangen Klebers ebenso aus, denn er entgegnete freundlich: "Den Schlüssel zur Vorratskammer kann ich dir leider nicht geben, Alwin, den hat Else mitgenommen. Aber einige Speisen, Wein und Cigaretten will ich dir besorgen und mit denselben dich auf deine Kammer begleiten."

Das geschah. Das Sofa der Kumpelkammer war in ein leidliches Bett verwandelt, die Kammer geäubert, ein ordentlicher Tisch, Stühle, ein Waschtischchen u. s. w.

waren hineingetragen. Es ließ sich also nun hier selbst dichten, wenn auch vielleicht nur so gut, wie Friedrich Schiller es vermocht hatte. Kleber aber machte, nach Friedrichs Abschied, von dieser sonstigen „Gepflogenheit“ in den vor seinen Zweikämpfen „gewöhnlich“ durchwachten Nächten diesmal keinen Gebrauch. Er dichtete nicht, sondern trachtete mehr, indem er vorerst etwa die Hälfte der vorrätigen Speisen und Getränke zu sich nahm. Die Cigaretten steckte er in den Ueberrock. Dann entkleidete er sich und löschte das Licht aus. Vielleicht machte und dichtete er im Dunkeln besser. Aber die vielen, langen, müden Gähner, die er ausstieß, ließen weder große Wachsamkeit, noch erhebliches dichterisches Feuer mehr vermuten.

„Nein, ich schlaf, ich schlaf gleich!“ sagte er behaglich. „Daß ich das dumme, mittelalterliche Mordschießen mitmache, das ist sonnenklar. Da bin ich viel zu erhaben über den traurigen Vorurteilen dieser Knaben. Indes muß noch ein Mittel gefunden werden, das jeden Verdacht beseitigt, ich hätte ‚gekniffen‘, mich dieser albernsten Mensur aus Feigheit entzogen. Denken wir darüber mal noch ein bißchen nach.“

„Hurrah, ich hab's! Ich hab's! Sieh, das Gute liegt so nah! Gute Nacht. Ei, werden die sich morgen schwer ärgern!“

Er entschlief und wachte erst nach fünf Uhr auf, und zwar durch laute Worte, die unten im Hof zwischen Friedrich und dem Doktor gewechselt wurden.

„Ich rücke nun nach dem Bienenwäldchen ab,“ sagte Friedrich, „und stecke dort den Kampfplatz ab. Die Kugeln passen ausgezeichnet in die Läufe. Wer aber getroffen wird, der braucht keinen Arzt mehr, Robert.“

„Weiß schon,“ erwiderte dieser, „aber die Beleidigungen waren auch zu schwer. Sie können nur mit dem Leben gesühnt werden. Also auf Wiedersehen, ich folge dir mit meiner Pistole in einer Viertelstunde.“

„O, Ihr Hansnarren!“ lachte Kleber vor sich hin, während er sich eilig wusch. „Was muß Euer Leben wert sein, wenn Ihr's wegen solcher Kindereien brandsetzt. Das wissen wir besser zu schätzen. Alwin Kleber muß sich für die nächste Auflage des Konversationslexikons erhalten. Also in einer Viertelstunde rückt der mordlustige Doktor ab. Dann ist also das Feld rein, und man kann sich empfehlen. Hurtig, machen wir fertig!“

Er machte fertig, mit dem Anziehen sowohl wie mit dem Ess- und Trinkvorrat. Als das letzte Krümchen und der letzte Tropfen verschwunden waren, sah er auf die Uhr.

„Jetzt ist der Knalldoktor schon seit fünf Minuten fort,“ überlegte er. „Sondieren wir, ob die Luft rein ist. Dann nehmen wir die Pistole von der Wand, dann stimmen wir den Schwanengesang an, damit die gefühl-

losen Bäsle und das eitle Hölzle denken, ich klage um mein junges Leben, ehe ich meinen Todesgang antrete, und damit sie später bezeugen können, ich hätte dies Bebelied angestimmt, also doch jedenfalls damals die Absicht gehabt, mich zu schießen. Und dann kommt das Uebrige.“

Mit diesen Worten erfaßte er sein einziges Bißchen Gepäck, den geschnallten Plaid, hob im Bibliothekzimmer „seine“ Pistole von der Wand, stopfte Kolben und Lauf unter die Plaidriemen fest und begab sich dann unter Elärchens Fenster, um seinen „Schwanengesang“ anzustimmen, der ihm nach seiner Berechnung später aus dem Munde der Hörerinnen mittelbar zur Bescheinigung seiner todesmutigen Gesinnung dienen sollte. Er wählte das sehr passende Lied „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zu frühem Tod“ und, um die klägliche Wirkung zu erhöhen, sang er es drei Töne über seiner natürlichen Stimmlage. „Und dann kommt das Uebrige,“ hatte er am Schlusse seines Monologes gesagt, der uns auch diesen Gesangesvortrag schon ankündigte.

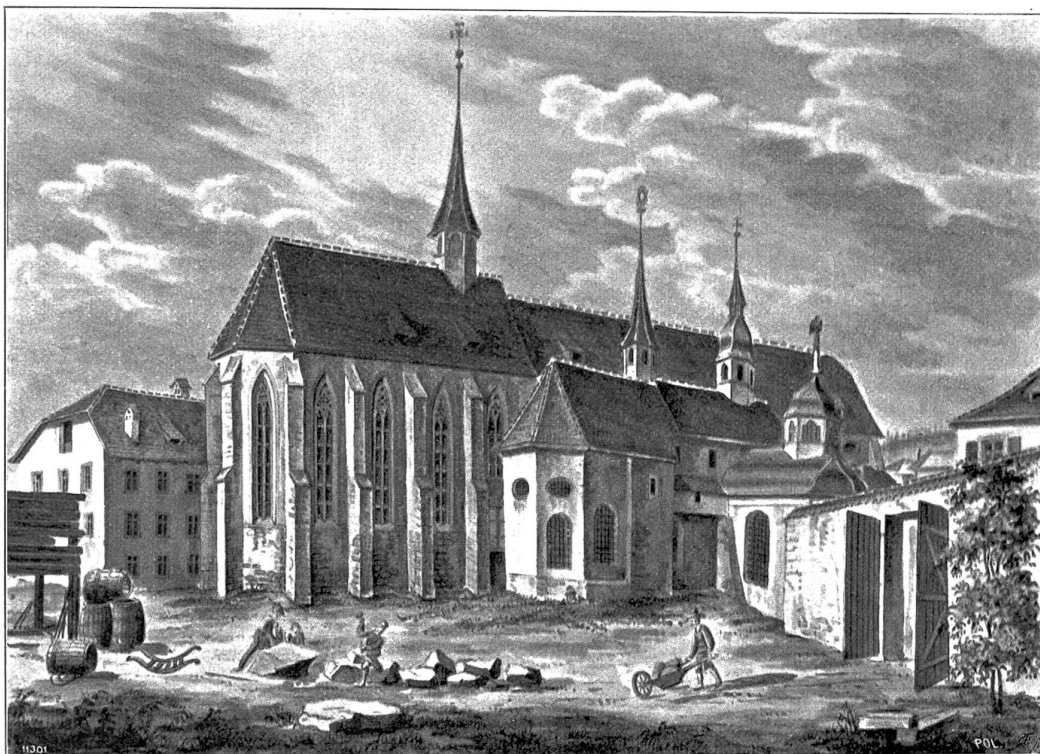
In der That kam auch jetzt wirklich „das Uebrige“, aber gewiß in ganz anderer Gestalt, als Kleber sich eingebildet hatte. Was Elärchen bei seinem Gesange that, werden wir alsbald berichten. Else und Mariechen aber erwachten und riefen laut lachend: „Der Vetter Kleber bringt Eläre ein Abschiedständchen dar, ehe er verduftet.“ Mutter Rietsch stöhnte in ihrem Kopfwahl: „Bisher habe ich dem Vetter gegen die Kinder und Gäste immer das Wort geredet. Aber er ist wirklich unausstehlich rücksichtslos. Im August krächte er schon um sechs Uhr morgens los, und nun Ende September gar bereits um halb sechs. Unsere Nähne richten sich doch wenigstens nach dem Sonnenaufgang.“

Alle diese Gedanken, Worte und Werke, die durch Klebers Gesangesgabe entfesselt wurden, konnte er nicht ahnen und wahrnehmen. Aber nun „kam das Uebrige“, gleichfalls ganz Unvorhergesehene in fühlbarer Gestalt und Wahrnehmbarkeit und zwar gerade, als er sang: „Ach wie bald, ach wie bald, schwindet Schönheit und Gestalt.“ Ueber Elärchens Zimmer befand sich nämlich die Kammer der Köchin, und die Köchin war schon öfters vom Kutscher Pepi, wenn die Herrschaft nicht zu Hause war, gleichfalls mit der gefanglichen Behauptung begrüßt worden, daß das Morgenrot ihm zu frühem Tode leuchte und Schönheit und Gestalt bald schwinde. Der Kutscher hatte nämlich früher einem Gesangsverein angehört und sang ebenso hoch und falsch wie der Vetter Kleber, so daß sie des letzteren Stimme für die Pepis hielt und in der Entrüstung darüber, daß der freche Mensch sie nun gar anzuständeln wage, während die Herrschaft im Hause war und schlief, sich von etwas trennte, was sie entbehren konnte, was ihr „übrig“ war.



Vorfrühling.

Nach einer Amateurphotographie.



Franciskanerkloster mit Kirche und Muttergottes-Antoniuskapelle in Luzern.
 Sepiagedruckt von C. u. L. Schultzeß (ca. 1850/54 *).

Ja, das „Uebrige“ kam aus dem Fenster, das über dem Zimmer Clärchens sich öffnete, auf das Haupt des Sängers herniedergeträufelt, und sofort verstummte er mit grellem Mißton. Das Zeug machte naß und roch abscheulich, wie altes Schmierseifenwasser, das von den Wohlgerüchen der Firma Süpfle & Rärcher nicht ein Quentchen in sich barg. „Den Unthäter, der das geleistet, werde ich noch feststellen und gebührend brandmarken lassen!“ rief Kleber für sich, indem er sich abtrocknete. „Aber nun kommt erst recht und trotz alledem das Uebrige!“ setzte er dann sieghaft hinzu.

Damit schritt er durch den Hof, dem Park zu, als ob er den Weg zum Bienenwäldchen einschlagen wolle, wo Fritz und Gwander ihn erwarteten. Auf der Strecke vom Hof an bis in den Park hinein streute er dabei ziemlich ansehnliche viereckige Zettel aus, die er während seiner Morgenzehrung mit den Bleistiftworten beschrieben hatte: „Adieu, liebes Clärchen Hölzle!“ — „Ade, Else und Mariele!“ — „Leb' wohl, liebe Tante Rietschy!“ — „Grüßt mir den Onkel von einem auf Leben und Tod Kämpfenden!“ u. s. w. Diese Zettel, die alle die Unterschrift „Vetter Kleber“ trugen, sollten natürlich ebenso wie sein unvorhergesehenerweise plötzlich so arg durchfeuchteter Schwanengefang die ernstliche Absicht zum Ausdruck bringen, daß er dem blutigen Zweikampf entgegengehe.

Der Kiesandboden des Parkes hinterließ keine

Tritts Spuren. Daher lief Kleber, als die Zettel zu Ende waren, plötzlich links durch die Parkbäume hinab an den Fuß des Hügels, wo der gleichfalls von Bäumen bedeckte Fahrweg nach dem Bahnhof führte, und eilte auf diesen zu. Hier angekommen, erweckte er durch die meterlange, altertümliche, in die Plaidriemen gesteckte Reiterpistole die argwöhnische Aufmerksamkeit des Bahnhofsgendarmen, zumal zu so früher Morgenstunde.

„Sie, Herrle, wo hawwe Sie denn dös uralte Gwaffen her? Im günstigschte Fall ist dös unerlaubtes Waffetrage,“ herrschte ihn der Diener der Ordnung an.

„Ach, da können Sie mir einen großen Gefallen erweisen,“ entgegnete Kleber freundlich und mit der Ruhe eines offenbar guten Gewissens. „Kennen Sie Herrn Rietschy?“

„Non, wer wird den Herrn Rietschy nit kenne?“

„Gut. Seine jungen Leut' haben mir die Pistole hier mitgegeben, damit ich sie in Karlsruhe sollt' reparieren lassen. Unterwegs aber traf mich ein Telegraphenbote meiner Firma, Süpfle & Rärcher in Emdenschwand bei Offenburg, die mich sofort heimrief. So bitt' ich Sie denn, die Pistole nach der Villa Rietschy zurückzubringen, Herr Gendarm. Hier haben Sie eine Mark für den Weg, und hier ist auch meine Legitimationskarte, Sie sehen daraus, daß ich der Vetter Kleber des Hauses Rietschy bin. Aber ich bitte Sie

*) Nach freundl. Mitteilung des Herrn Staatsarchivar Dr. Th. v. Liebenau in Luzern.

noch, ein Billet dorthin mitzunehmen, das ich gleich schreiben werde."

Der Argwohn des Polizeimannes war vollständig entwaftet. Er nahm die Pistolet, die Mark und das Billet Klebers unbedenklich an sich und wünschte sogar: „Allerbesten Reis."

Inzwischen aber hatte Elärlä schon bei dem „Schwängefang" Klebers schreckliche Angst bekommen. Die furchtbaren Töne klangen doch so, als mache er Ernst mit dem Vorsatz, von dem Leben Abschied zu nehmen, oder, wenn irgend möglich, einem andern — dem lieben Robert Gwander — das Lebenslicht auszublasen.

Nach also kleidete sie sich an, und als sie aus dem Zimmer trat, kam eben auch die Köchin, seltsam erregt, treppab. „Schauen Sie mal drüben in der Kumpelkammer nach, ob der Herr Kleber schon aufgestanden oder gar schon fort ist," bat Elärlä.

Gleich darauf meldete die Köchin, die Kammer sei leer, und ging dann an ihre Arbeit.

Elärlä begab sich in das Bibliothekzimmer und entdeckte hier zu ihrem Schreck, daß beide Pistolen von der Wand gehoben waren. Das sagte ganz klar, daß Kleber doch zum Duell aufgebrochen sei. Die unterwegs zerstreuten Zettel, die sie aufnahm, gaben ihr vollends die Gewißheit ihrer furchtbaren Ahnung. Fliegenden Fußes eilte sie weiter. Da dröhnte plötzlich ein Schuß vom Bienenwäldchen her, so laut und scharf, wie der einer kleineren Kanone. Die Freunde hatten ihn abgefeuert, um den Wetter, falls er wirklich unterwegs wäre, zum schleunigsten Reißaus zu veranlassen. Elärlä aber konnte das durchaus nicht ahnen. Sie sank beinahe in Ohnmacht bei dem Schuß, da sie meinte, dieser habe ein Menschenleben vernichtet. Gleichwohl lief sie atemlos weiter.

Als sie endlich im Bienenwäldchen anlangte, bot sich ihr ein schauerlicher Anblick. Auf dem vom Frühsonnengold bestrahlten Waldmoos lag Robert Gwander, ganz allein, scheinbar leblos ausgestreckt, und etwas Rotes, wie eine Blutlache, schimmerte vor seinem Mund. In Wahrheit freilich war es nur Roberts rotseidenes Taschentuch, das er neben und unter seinen Kopf gebreitet hatte. Das arme Mädchen aber war am Ende ihrer Kraft und sank an seiner Seite ins Moos.

„Robert, ach, was haben sie dir gethan?" rief sie schluchzend, ihn umfassend.

Er rieb sich die Augen und gewahrte die holbe Erscheinung an seiner Seite, fühlte sich von ihren lieben Armen umschlungen.

„O, Elärlä," rief er beglückt, sie gleichfalls umfassend und küssend, „da brauch' ich keine lange Liebeserklärung mehr zu machen, da wollen wir uns gleich verloben. Du dachtest wahrscheinlich, der Kerl habe

mich angeschossen. Derweilen blieb er uns einfach zu lange aus, und da beschloffen Fritz und ich, noch ein wenig zu schlafen. Der Fritz liegt dort hinter den Bäumen."

„Nein, da ist er schon," sagte dieser.

„Und hier ist meine Braut, Elärlä Hölzle!" rief Robert, triumphierend aufspringend.

Der Zweikampf — wenn von einem solchen liebender Seelen die Rede sein kann — war also überaus glücklich verlaufen, und alle kehrten in fröhlichster Stimmung heim.

Hier hatte sich schon der Gendarm eingefunden und überreichte Friedrich den Zettel, den der Wetter auf dem Bahnhof geschrieben hatte, lieferte auch feierlich „das uralte Gewehr" ab. Dann machte er wieder kehrt nach dem Bahnhof.

Kleber schrieb: „Lieber Friedrich! Heute früh nach halb sechs Uhr verließ ich Euer Haus, um mich im Bienenwäldchen mit Dr. Gwander herumzuknallen. Da traf mich im Park der Telegraphenbote, der mir eine Depesche von Süßle & Kärcher brachte, die mich sofort zurückberief. Pflicht geht leider vor Vergnügen. Ich eilte also dem Bahnhof zu, statt zu dir, so sehr mein Herz auch vor Kampfbegierde brannte. Auf dem Bahnhof übergab ich — um Euch und mir das unnötige Sitzen wegen Zweikampfs zu ersparen — die für das Bienenwäldchen mitgenommene Pistolet dem Gendarmen zur Beförderung an Dich, unter dem Vorgeben: Ihr hättet sie mir behufs Reparatur bei einem Karlsruher Büchsen schmied mitgegeben, ich aber müsse infolge einer Depesche plötzlich nach Offenburg fahren. Es thut mir, wie gesagt, sehr leid, daß aus dem Schießen nichts geworden ist. Aber aufgehoben ist ja nicht aufgehoben. Die Cigaretten deines Vaters sind übrigens ausgezeichnet. Schöne Grüße in dein Haus.

Alwin Kleber."

Dieses Schreiben las Friedrich laut vor, und alle drei unterbrachen fast jeden Satz mit lautem Lachen. Die Plunkerei von Klebers Schießdrang war ebenso handgreiflich wie die bezüglich des angeblichen Telegraphenboten. Denn zu so früher Morgenstunde liefen aus der kleinen Stadt noch keine Telegraphenboten dienstlich aus.

Nach gemeinsamem Kriegsrat der fünf jungen Leute in der Villa Rietsch erließ dann noch nämlichen Tages folgende Antwort Friedrichs: „Lieber Alwin! Du kannst nicht lebhafter bedauern als Dr. Gwander, daß es nicht zum Schießen gekommen ist. Und obwohl er sich mit Fräulein Hölzle verlobt und daher zur Zeit noch anderes zu thun hat, als Leute tot zu machen oder sich totschießen zu lassen, so hat er doch unsere Zusage erbeten und erhalten, daß er sofort telegraphisch von uns be-

nachrichtigt wird, wenn Du wieder hierher kommst, lieber Better. Er wird dann sofort auch zu uns kommen, um sich mit Dir zu schießen, teurer Alwin. Mit den besten Grüßen von der ganzen Familie bin ich Dein wohlaffektionierter

Friedrich."

Umgehend antwortete der Better Kleber: "So wenig ich Anlaß habe, dem Fräulein Hölzle beim Ausbruche

dieser Verlobung Glück zu wünschen, so will ich doch das, was sie für Glück hält, nicht zerschmettern. Ich bleibe daher hier und Euer ergebener Better

Alwin Kleber."

Seither hat die Villa Rietschy diesen lieben Better nie wiedergesehen.

So große Wirkungen werden oft von kleinen Ursachen hervorgebracht!

Janko, der Musikant.

Von Henryk Sienkiewicz. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von J. Fränkel, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es kam zur Welt schwach, hinfällig. Die Gvatterinnen, die an der Pritsche der Wöchnerin versammelt waren, schüttelten ihre Köpfe sowohl über die Mutter als über das Kind. Szymonowa, die Schmiedsfrau, die Klügste unter allen, begann die Kranke zu trösten: "Gebt her," sagte sie, "die Weihkerze, ich will sie anzünden . . . Mit Euch geht's ja schon zu Ende . . . Ihr müßt Euch ins Jenseits vorbereiten und nach dem Pfarrer schicken, damit er Euch die Sünden erlasse . . ."

"Bah!" sagte die Zweite, "den Jungen aber müssen wir sogleich taufen, denn der erlebt die Ankunft des Pfarrers nicht. Und ich sag' Euch, es wird besser sein, wenn es dann nicht spukt."

Mit diesen Worten zündete sie die Weihkerze an, erhob das Kind, besprengte es mit Wasser, daß es mit den Augen zu blinzeln anfang, und dann sprach sie noch:

"Ich taufe dich im Namen des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes und gebe dir den Namen Jan . . . Und nun wandle, du christliche Seele dorthin, woher du gekommen . . . Amen!"

Die christliche Seele hatte aber durchaus keine Lust, dorthin zu wandeln, woher sie gekommen und den hageren Körper zu verlassen. Sie begann im Gegenteil mit den Füßlein dieses Körpers, soweit sie es eben vermochte, auszuschiagen und zu greinen, so daß, wie die Gvatterinnen meinten, "man könnte glauben, ein Käzchen, kein Käzchen, oder so was . . ."

Man schickte nach dem Priester. Er kam, verrichtete sein Amt, fuhr zurück: der Kranken wurde es besser.

Nach einer Woche ging schon das Weib ihrer Arbeit nach.

Der Junge schien kaum zu atmen; aber er atmete doch. Bis endlich im vierten Jahre der Kuckuck an einem Frühlingstage mit seinem Rufe die Krankheit aus dem Leibe des Kindes austrieb, so daß sich sein Zustand von nun an besserte und es leidlich das zehnte Jahr erreichte.

Der Knabe war immer mager und von der Sonne verbrannt, sein Bauch war aufgetrieben und die Wangen eingefallen. Der hänsene, fast weiße Haarschopf fiel ihm über die hellen, glänzenden Augen herab, die in die Welt blickten, als ob sie in eine unermessliche Weite vergafft wären. Im Winter hockte er hinterm Ofen und weinte leise vor Kälte, nicht selten vor Hunger, wenn Mütterchen weder etwas in den Ofen noch in den Topf hineinzulegen hatte. Im Sommer lief er in einem Hemdchen herum, das mit einer Luchleiste umgürtet war, und in einem mit abgerissener Seide umsäumten Hut, unter dessen Stülp er hervorguckte, den Kopf wie ein Vogel in die Höhe reckend.

Die Mutter, eine arme Einliegerin, von der Tagesarbeit lebend, gleichsam eine Schwalbe unter fremdem Dache, liebte ihn vielleicht nach ihrer Art, schlug ihn aber auch gar oft und nannte ihn gewöhnlich einen "Wechselbalg".

Im achten Lebensjahre ging er bereits als Unterhirt hinter der Herde her, oder, wenn in der Hütte nichts zu beißen war, in den Wald, um nach Schwämmen zu suchen. Daß ihn dort kein Wolf gefressen, war nur der göttlichen Erbarmung zu danken . . .

Er war auch kein besonders aufgeweckter Knabe, und wie alle Dorfkinder, steckte er immer den Finger in den Mund, sobald ihn jemand ansprach. Die Leute glaubten nicht einmal, daß er das Jünglingsalter erreichen, noch weniger, daß die Mutter an ihm je Freude erleben würde, weil er auch zur Arbeit wenig taugte. Merkwürdig, woher es gekommen, aber nur nach einer Sache war er gierig: nach Musik. Ueberall hörte er sie . . . Und als er ein wenig herangewachsen war, dachte er an nichts anderes, als an Sang und Klang. Manchmal ging er hinaus in den Wald, mit dem Vieh oder mit Töpfen, Beeren zu sammeln, kam aber ohne eine Beere zurück und sprach lispelnd:

"Mutterl, dort im Walde, da hat es so schön gespielt . . . Oh! oh! . . ."